

Matthias Marschik

Rassismus am Rande

Über die (all-)tägliche mediale Konstruktion des Fremden

Es ist längst evident, dass die Medien an der Aufrechterhaltung und auch der Veränderung der Diskurse über das Fremde und Andere nicht unbeteiligt sind. Und spätestens seit der Intensivierung der Diskussion um Rassismus und Fremdenfeindlichkeit haben wir gelernt, die Medienberichterstattung über innen- und außenpolitische, aber auch über wirtschaftliche Themen aufmerksamer und kritischer zu rezipieren. Doch die mehr oder minder verdeckten Urteile und Vorurteile über das Fremde beschränken sich keineswegs auf diese Ressorts: Auch in der Sport- und Kulturberichterstattung, im Anzeigenteil und in der Werbung finden sich immer wieder Aussagen zum Fremden, wie konkret an einem kurzen Überblick über die österreichische Zeitungslandschaft gezeigt werden soll. Und es ist erst diese ständige, dauernde Konfrontation mit dem Fremden, die eine gemeinsame und dann oft unhinterfragte „Kultur des Anderen“ erzeugt.

Was haben meine Nachbarin vom Nebenhaus, der Gouverneurin von Alabama, der Drehbuchautorin des gestrigen ORF-Filmes und die Frau, die in Tunis im Haus neben der großen Moschee wohnt, gemeinsam? Sie alle sind mir Fremde, wir werden auf der Straße, sollten wir zufällig einmal aneinander vorbeigehen, nicht erkennen und nicht begrüßen. Doch auch wenn mir alle diese Menschen in gleichem Maße fremd sind, so sind sie mir doch nicht alle gleich: Ich werde den Gouverneur vielleicht an seinem „amerikanischen“ Auftreten, die Tunezierin an ihrer Kleidung und den Autor an seiner ORF-Tasche „erkennen“, bei der Nachbarin dagegen werde ich vielleicht überlegen, ob ich diese Frau nicht schon irgendwo einmal gesehen habe. „Fremde kennt man nicht, Fremde erkennt man“¹.

Entscheidend dabei ist, dass man nicht nur den Fremden erkennt, sondern erst durch ihn auch sich selbst: Wir brauchen den, die und das Fremde, um uns selbst zu definieren. Gleichgültig, ob wir nun kulturtheoretische², psychoanalytische³, oder auch biologische⁴ Ansätze heranziehen, wir sind ohne den Spiegel oder das Gegenüber des Anderen nicht im Stande, uns selbst als Individuum und als Gruppe, als Gemein-

schaft oder als Nation zu begreifen. Eine Frau, die den Mann nicht als irgendwo und irgendwie Fremdes sieht, wird sich nie als Frau begreifen können, und ein Österreicher braucht die Beispiele des „typischen“ Franzosen, Deutschen, Türken oder Araber, um ein unverwechselbares Heimatgefühl zu entwickeln. So sind die Fremden also diejenigen, welche unsere Ordnung in Frage stellen⁵. Aber sie sind zugleich jene, die wir zur Aufrechterhaltung unserer persönlichen und gesellschaftlichen Ordnung benötigen.

Der, die und das „Fremde“ sind überaus vieldeutige Begriffe unserer Sprache. „Fremd“ ist einer der wenigen Ausdrücke, der in allen drei Geschlechtern Sinn macht: Der Fremde (als Person), die Fremde (als Ort) und das Fremde (als Qualität) sind uns gleichermaßen vertraute Worte. Gerade weil es vielerlei Bedeutungen besitzt, ist der Begriff des Fremden immer wieder Veränderungen unterworfen. Nach Phasen vergleichsweise Ruhe und Stabilität des Fremdheits-Begriffes kommen immer wieder Zeiten der Veränderung, in denen ein gesellschaftlicher Wandel die Ordnung von Fremdheit durcheinander bringt. Die vielzitierte Globalisierung unserer Kultur besitzt eine solche Wirkung und hat im Gegenzug eine Lokalisierung, ein

Wiederaufleben eines lokal begrenzten Denkens und eine Rückbesinnung auf traditionelle Wertmaßstäbe hervorgerufen. Auf der anderen Seite ist immer öfter die Rede von der „Fragmentierung“ kollektiver und persönlicher Identität und den wachsenden Schwierigkeiten, überhaupt noch sagen zu können, wer und was man ist⁶. Von beiden Entwicklungen ist natürlich gerade auch die Vorstellung vom Fremden betroffen, denn es geht dabei um unsere Identität und diese kann stets nur aufgebaut und aufrechterhalten werden, wenn wir uns von anderen unterscheiden. Hierin liegt die eigentliche Bedeutung des Anderen, dass es uns mitteilt, was und wer wir nicht sind und was und wer wir daher sind.

Es existieren unterschiedlichste Entwürfe, wie den Veränderungen des Anderen zu begegnen ist, doch im Grunde lassen sie sich wie immer zu zwei Strömungen zusammenfassen. Die eine möchte uns die Vorzüge des Fremden im Sinne einer multikulturellen Gesellschaft nahe legen, die andere will das Fremde und die Fremden als Gefahr und Bedrohung darstellen und daher auf jede Art und Weise abwehren. Beide Modelle sind in ihrer Extremform unakzeptabel; das erstere, weil es zwar in der Theorie wünschenswert, in der Praxis jedoch undurchführbar

ist, da der Mensch zu seiner Existenz das Andere braucht – und wenn eine Barriere eingerissen wird, so wird rasch eine andere aufgebaut; das zweite Modell ist zwar praxisbezogen, widerspricht jedoch allen gängigen Werten von Humanität, Demokratie und Menschenwürde. Dieses Modell wird oft als Rassismus bezeichnet und ist in unserer Gesellschaft zu einem Thema geworden, das große Aufmerksamkeit erregt, aber es ist nur eine Facette dessen, was das Fremde ausmacht.

Zusammenfassend lässt sich also vorerst festhalten: Rassismus ist eine Spielart des Umgangs mit dem Fremden, nicht mehr und auch nicht weniger. Und das Fremde ist wiederum eine spezielle Form des Anderen. Von entscheidender Bedeutung sind nun also die Faktoren und Kriterien, die das Andere, das wir ja zur Aufrechterhaltung unserer Identität benötigen, in ein Fremdes verwandeln und aus dem Fremden schließlich Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Ausländerhass entstehen lassen. Mit anderen Worten: **Wann, wo und wie wird das neutrale Andere mit Wertungen, mit Normen versehen, die dann Einschätzungen von Gut und Böse, positiv und negativ, von Bewunderung und Ablehnung, von Respekt oder Missbilligung bis hin zu Hass entstehen lassen?** Wie wird die symmetrische Beziehung zum Anderen zu einem asymmetrischen Verhältnis?

Das Fremde und die Medien

Zunächst kann gesagt werden, dass das Fremde nur selten dort entsteht, wo Menschen persönlich zusammentreffen, denn die Begegnung allein schafft ja meist schon so etwas wie Gemeinschaft: Zwei Menschen, die einander treffen, finden meist ein Einvernehmen: ein gemeinsames Ziel, einen gemeinsamen Urlaubsort oder einen gemeinsamen Bekannten. Fremdheit oder Rassismus entstehen meist dort, wo wir es nicht

mit einem Individuum, sondern mit einem Typus (die Türken, die Deutschen) zu tun haben: Gegenüber diesen Typen fällt es leicht, ihnen die unmittelbar erlebte Menschlichkeit abzusprechen⁷. Fremdheit und Rassismus bilden sich aber auch dort aus, wo nicht ein Individuum, sondern eine Gruppe urteilt und in der Folge verurteilt. In der Gruppe oder Masse fällt es leicht, (Vor-)Urteile zu vertreten. **Das Bild des Fremden ist also in erster Linie durch Geschichte und Kultur, durch Erziehung und Sozialisation bestimmt.**

Wenn Urteile über das Andere und das Fremde gerade nicht im persönlichen Kontakt ausgebildet werden, sind es besonders die Medien, die ununterbrochen indirekte Kontakte zum Anderen und Fremden herstellen. Medien sind zwar keineswegs die einzige, aber eine wichtige Hilfe zur Erzeugung und Veränderung, aber auch zur Einteilung und Beurteilung des Anderen. In Filmen und in Nachrichten, in Dokumentationen und Berichten werden uns ständig dessen Bilder vorgeführt und sogar ins Haus geliefert, so dass wir weit öfter als früher mit dem Anderen und Fremden konfrontiert sind. Vermehrte Konfrontation und häufigere Kontakte sind freilich zunächst einmal neutral, sie können Respekt ebenso fördern wie Missverstehen. Und betrachtet man Zeitungen, das Fernsehen oder das Internet, wird auch rasch deutlich, dass keineswegs alle medialen Bilder des Fremden negativ gefärbt sind. Es wäre also sicherlich falsch, die Medien an sich für die Konstruktion von Fremdheit oder Rassismus verantwortlich zu machen.

Etliche wissenschaftliche Untersuchungen machen allerdings klar, dass die Medien auch nicht so einfach freizusprechen sind. Die klassische Frage, ob die Medien soziales Geschehen nur abbilden oder auch beeinflussen, ist auch bezüglich des Fremden längst beantwortet: Erstens wird immer deutlicher, wie sehr Medien die Bilder der Welt mit kon-

struieren; Medien beobachten nicht nur die Wirklichkeit, sie inszenieren sie⁸. Dies gilt natürlich in besonderem Maße dort, wo diese Wirklichkeit der Anschauung durch die MedienrezipientInnen entzogen ist, also gerade bei der Erzeugung des Fremden. Zweitens führen der Kampf um Einschaltquoten und die Konkurrenz am Medienmarkt dazu, dass Medien immer mehr zu einer eskalierenden Berichterstattung neigen⁹, die besonders negative Ereignisse berücksichtigt und krasse Unterschiede in der Beurteilung verschiedener Gruppen von Menschen vornimmt¹⁰. Und drittens ist in etlichen Untersuchungen deutlich geworden, dass besonders die Art und Weise der Darstellung in den Medien oft wertend und nicht selten fremdenfeindlich ist, indem etwa über das Andere und Fremde sehr oft im Zusammenhang mit Kriminalität berichtet wird oder dabei immer wieder das Wort „Problem“ (z. B. „Ausländerproblem“) eine negative Stimmung bei den LeserInnen erzeugen möchte¹¹. Viertens schließlich wird deutlich, wie unterschiedlich die Medien die verschiedenen Spielarten des Anderen und Fremden darstellen: Man denke nur etwa an die überaus positive Berichterstattung über andere EU-Staaten oder über die USA und die meist negative Darstellung der islamischen Länder oder der „Dritten Welt“.

Natürlich sind Verallgemeinerungen unzulässig und es gibt immer wieder Berichte und Sendungen, die versuchen, in neutraler oder positiver Weise über die Türkei oder über TürkInnen in Österreich zu informieren und es gibt auch Meldungen, die sich kritisch mit den USA oder Frankreich auseinandersetzen. Aber zumeist wird in den Medien doch eine Welt vorgeführt, die mehr oder minder deutlich zwischen den „guten“ und den „bösen“ Fremden unterscheidet. Das bedeutet natürlich nicht, dass die Medien über einen nigerianischen Drogendealer nicht mehr berichten sollen, aber es heißt, dass hier weit

mehr als Tatsachenberichterstattung betrieben wird: Diese und ähnliche Verbindungen werden nämlich dermaßen überbetont, dass viele Menschen schon beim Wort „Drogen“ automatisch an einen nigerianischen Händler oder beim Wort „Asyl“ sofort an „illegale Einreise“, „Schubhaft“, „Schmarotzer“ oder die Gefährdung „österreichischer Arbeitsplätze“ denken. **Genau an dieser Stelle wird aber aus dem Fremden Rassismus konstruiert.**

Ein Zwischenresumée zur Medienberichterstattung über das Fremde lässt sich also in die folgenden vier Punkte fassen: **Ers-tens** ist das negativ besetzte Fremde im Vergleich zum positiv beurteilten überrepräsentiert, das bedeutet, dass über das Fremde weit öfter im Zusammenhang mit Kriminalität, Kriegen, Terroranschlägen oder mangelndem Demokratieverständnis berichtet wird als in einem positiven Kontext. **Zweitens** orientieren sich Berichte über das Fremde zumeist an aktuellen Anlässen und vernachlässigen die Hintergrundinformation. Dadurch erscheint das Fremde besonders exotisch und angsteinflößend. **Drittens** werden neutrale Geschehnisse durch die Verwendung einer bestimmten Begrifflichkeit oft als Gefahren oder Probleme dargestellt und dramatisiert¹². Und **viertens** schließlich kann die oft zitierte Aussage von MedienmacherInnen, sie würden nur das berichten, was die Leute hören oder sehen wollen, auch bezüglich des Rassismus klar zurückgewiesen werden¹³. Diese vier Befunde machen vor allem deutlich, dass die Medienberichterstattung über das Fremde aktiv betrieben wird und dass sie ideologisch gefärbt ist: Medien produzieren, reproduzieren und verändern, obwohl es immer wieder Ausnahmen gibt, bestimmte Werte und Einstellungen über das Fremde. Sie transportieren die herrschenden Einstellungen zum Fremden und sie beschreiben Bilder der sozialen Welt und des Ortes, der dem Anderen zugewiesen wird bzw. ist¹⁴.

Es geht klarerweise nicht darum, den Medien die alleinige Verantwortung für negative Darstellungen des Fremden oder gar für Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zuzuschreiben, und es geht auch nicht darum, alle Medien pauschal zu verurteilen. Die Unterschiede zwischen Boulevard- und Qualitätsjournalismus sind offensichtlich und was einmal als Tendenz in eine Richtung erscheint, wird im anderen Medium zum offenen Rassismus¹⁵. Die Grenzen zwischen verdeckter und offener Fremdenfeindlichkeit sind fließend, aber keineswegs zu vernachlässigen. Was in einem Magazin in einen größeren Zusammenhang gestellt wird, wird im Boulevardjournalismus auf eine kurze und simple Plus-Minus-Geschichte reduziert.

Dennoch: Die Medien arbeiten kräftig mit an der verzerrenden Darstellung der Anderen, am Aufbau der Bilder des Fremden und selbst am Rassismus und der Fremdenfeindlichkeit haben sie nicht unwesentlichen Anteil. Ihre Mitarbeit findet sich vor allem in drei Bereichen: Erstens bei der **Auswahl der Themen**, also bei der Frage, was die Medien als berichtenswert erachten und was nicht; zweitens in der **Art der Darstellung**, also bei der Frage, wie ein Sachverhalt vermittelt wird; und drittens in der **Verwendung der Sprache**, also bei der Frage, welche Begriffe verwendet und welche Worte miteinander gekoppelt werden und wie ein Faktum kommentiert wird¹⁶. Es existieren offensichtliche Unterschiede zwischen den Kulturen und Wertvorstellungen verschiedener Menschen. Aber dass und wie diese Unterschiede dargestellt werden und dass aus dem neutralen Unterschied eine diskriminierende und hierarchische Differenz wird, die einen Wert (den „unsrigen“) positiv, die anderen (die „Fremden“) negativ beurteilt wird, daran sind die Medien maßgeblich beteiligt. Und sie arbeiten auch daran mit, dass dieser Differenz so große Bedeutung zugeschrieben wird.

Die prägende und mitbestimmende Wirkung der Medien am öffentlichen Bild des Fremden ist oft untersucht und fast ebenso oft nachgewiesen worden, wobei die Ressorts **Innenpolitik**, **Außenpolitik** und **Chronik** als die bevorzugten Orte einer fremden-feindlichen Berichterstattung herausgearbeitet wurden. Doch sind das keineswegs die einzigen Orte, wo in den Medien bestimmte Werte und Ideologien produziert und vermittelt werden. Im Gegenteil: Um das Bild einer in Gut und Böse differenzierten Welt zu entwerfen, ist es nötig, gerade auch abseits dieser Kernbereiche die gängigen Werte stets aufs Neue zu bestärken. Gerade im **Sport** und in der **Reiseberichterstattung**, bei den **Anzeigen** und in den **Frauseiten** bzw. **Frauensendungen**, in den **Kulturnachrichten** oder in den **Kochsendungen** wird die Wertehierarchie des Fremden immer wieder produziert und verstärkt. Gerade dort wird der Ort des Fremden immer wieder festgeschrieben. Es nützt also dem kritischen Rezipienten oder der aufmerksamen Leserin oder Seherin nichts, bei der innen- und außenpolitischen Berichterstattung besonders aufmerksam zu sein, denn die Hierarchie des Fremden wird überall in den Medien reproduziert, freilich in unterschiedlicher Gewichtung.

Kritische Lektüre allein nützt vor allem auch deshalb wenig, weil mit der Tendenz zur „political correctness“ auch die Strategien der Darstellung des Fremden gewandelt haben. Der so genannte „Neue Rassismus“ zeichnet sich durch eine subtilere Darstellung, eine indirektere Wortwahl und eine symbolhaftere Form aus (wie das in ganz ähnlicher Weise auch über die Berichterstattung über Frauen gesagt werden kann). Eine der Strategien besteht etwa darin, nicht mehr negativ über die Fremden, sondern vielmehr positiv über die „Wir-Gruppe“, also über das Eigene zu schreiben, wodurch das Fremde dann nur mehr indirekt als Bedrohung vorkommt, ohne direkt angespro-

chen zu werden. Die „Wir-Gruppe“, also z.B. „die Österreicher“, wird dabei als Opfer eines gar nicht mehr näher beschriebenen Fremden dargestellt. Andere Strategien sind etwa die Verwendung von Metaphern (etwa die „armen“ und „zerlumpten“ Flüchtlinge) oder die unpersönliche Beschreibung (etwa die „Masse“ der Asylwerber, die schon durch ihre Zahl Angst und Verunsicherung auslösen).

Selbst kritische MedienkonsumentInnen tun sich schwer, solche von „political correctness“ geprägten fremdenfeindlichen Darstellungen noch als solche zu erkennen. Doch diese Verschleierung und scheinbare Abschwächung nimmt den Aussagen nichts von ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und Tragweite. Die verklausulierte Fremdenfeindlichkeit kommt allerdings vor allem dort zum Tragen, wo Korrektheit eingefordert und überprüft wird, also vor allem in der politischen Berichterstattung. Je „öffentlicher, offizieller und formaler die Situation“ ist, in der Aussagen getroffen werden, „desto subtiler sind die Bewertungen verpackt, und desto mehr positive Selbstdarstellung taucht auf“¹⁷. Wir wollen daher in der Folge einige Tageszeitungen gerade hinsichtlich jener Darstellungen des Fremden durchsehen, die abseits der innen- und außenpolitischen Berichte veröffentlicht werden. Dies nicht nur deshalb, weil dort die Abbildung des Fremden weit unverblümt vorgenommen wird, sondern auch deshalb, weil damit gezeigt werden kann, wie durchgängig das Fremde in allen Teilen der Zeitung gezeichnet wird und dass es tatsächlich nicht nur um einzelne auffällige Äußerungen, sondern um die Charakterisierung einer sozialen Welt geht, die die ganze Welt des Journalismus umfasst: Die Diskurse der Differenz lassen sich von der ersten bis zur letzten Seite finden und erst diese umfassende Darstellung macht uns in unserem „Wir-Gefühl“ und unserer Identität so sicher und selbstbewusst.

Das alltägliche Fremde

Für die Suche nach Beispielen für die Alltäglichkeit des Diskurses der Differenz haben wir recht willkürlich einen Termin ausgewählt, den 24./25. Dezember 1999. An diesen Tagen haben wir uns mit den Wiener Ausgaben der Tageszeitungen „Der Standard“, „Die Presse“, „Täglich Alles“, „Kurier“ und „Neue Kronen Zeitung“ versorgt und zu blättern begonnen. Nicht eine wissenschaftliche und umfassende Analyse war das Ziel, sondern lediglich ein aufmerksamer Blick auf die alltägliche Konstruktion des Fremden in der österreichischen Zeitungslandschaft. Manche diskriminierenden Äußerungen mögen uns dabei entgangen sein, aber darum geht es auch gar nicht. Denn was schon bei einer überblicksartigen Lektüre zutagegetreten ist, kann verdeutlichen, worum es geht, nämlich um den Vorweis, wie sehr sich Österreich in seiner Tagespresse gerade abseits der politischen Ressorts als „Wir-Gesellschaft“ konstruiert und vom Fremden abheben möchte.

Zunächst lässt sich schon auf den ersten Blick bestätigen, wie sehr die tagesaktuellen Medien ihre Aussagen über das Fremde gerade im politischen Teil verklausulieren: Während die „Krone“ relativ häufig direkt Stellung bezieht und mitunter auch persönlich gefärbte Aussagen von RedakteurInnen zulässt, ist es besonders der „Standard“, der sich durch die fast ausschließliche Weitergabe von Meldungen großer Nachrichtenagenturen nahezu unangreifbar macht und auch in seinen Kommentaren sehr vorsichtig argumentiert. Das bedeutet, dass im „Standard“ zwar ebenso eine bestimmte Sichtweise auf das Fremde konstruiert wird, dass die Tendenz der Berichterstattung aber kaum mehr nachvollziehbar ist, weil sie eben nur mehr in der Auswahl der Themen besteht, welche als wesentlich, weniger wichtig oder aber als nicht berichtenswert eingeschätzt werden. Eine Sonderstellung

schließlich nimmt „Täglich Alles“ ein, das den Schwerpunkt seiner politischen Berichterstattung auf die Innenpolitik legt und dabei stets das Positive des Österreichertums hervorkehrt. Das heißt nicht, dass über die österreichische Politik stets positiv geschrieben wird, aber es wird trotz aller Kritik doch der Eindruck vermittelt, dass „unsere“ Normen und Werte die richtigen seien.

Ein Beispiel dafür findet sich in den Weihnachtsausgaben von „Täglich Alles“ und auch der „Kronen Zeitung“: Da wird durch ausführliche Berichte über das friedliche Weihnachtsfest, die mit Bildern verschneiter Tannenbäume, über die Weihnachtsvorbereitungen von Prominenten und geschnitzten Krippen illustriert werden, deutlich gemacht, dass trotz aller Streitigkeiten um die Koalition die Wertmaßstäbe unserer Gesellschaft doch die wahren sind. Untermauert wird dies durch die Geschichte eines Ehepaars, das ohne die seit fast zwei Jahren abgängige Tochter ein „leeres Fest“ ohne Adventskranz und Christbaum verbringt und durch eine Umfrage unter PolitikerInnen über ihre Wünsche fürs kommende Jahr: Mut zu einer noch besseren Politik und Hoffnung auf Frieden, Wohlstand und eine Besinnung auf Liebe, Humanität und Frieden stehen dabei an oberster Stelle. Solche Hoffnungen sagen deutlich, dass diese Erwartungen in unserer Gesellschaft einlösbar sind, sie schüren aber auch Ängste vor all jenen, die deren Einlösung gefährden können.

Das Böse dagegen, auch das erfahren wir aus den Weihnachtsausgaben dieser beiden Zeitungen, ist woanders daheim. Während sich Österreich um den Weihnachtsbaum versammelt, pflanzen US-Jugendliche ein „Schulmassaker“, entführten „Terroristen“ ein Flugzeug der „Indian Airlines“, kämpften russische Truppen gegen die tschetschenischen „Guerillas“ in Grosny und werden neue Massaker serbischer Soldaten bekannt gegeben. Die Rettung für alle diese Menschen

kann nur von „uns“ kommen, wie das Bild eines schwerkranken Kindes im weißrussischen Minsk belegt, dem von einem sehr amerikanischen aussehenden Weihnachtsgeschenk überreicht wird. Doch ist „unsere“ Ordnung stets gefährdet, denn selbst zur Weihnachtszeit musste die Interpol österreichische Industrielle vor „geplantem Überfall durch Polen-Bande“ warnen. Weitere Horrormeldungen aus dem Ausland hat die „Presse“ zur Hand und auch sie lassen die österreichischen Probleme klein erscheinen: Die slowakische Regierung schlittert in eine schwere Krise, die baskische Untergrundorganisation ETA plant neue Anschläge und Sri Lankas Präsidentin sei eine autoritäre Herrscherin: „Gewalt säumte den Weg der Erbin einer Polit-Dynastie“, denn nicht zuletzt „erlebte sie die 68er-Revolution an der Pariser Sorbonne als Soziologie-Studentin hautnah mit“.

In Nordirland schließlich würden 139 „verurteilte Untergrundkämpfer“ einen zweiwöchigen Hafturlaub antreten. Die vorübergehende Freilassung der „Terroristen“ sei Teil der vertrauensbildenden Maßnahmen der britischen Regierung, löse aber in der Bevölkerung Angst aus. Und aus der Hafenstadt Abidjan der afrikanischen Republik Côte d'Ivoire wurden meuternde Soldaten gemeldet, die „in Tarnanzügen wild um sich geschossen und Geschäfte geplündert“ sowie mehrere Feuergefechte mit Regierungstruppen ausgelöst hätten. Es ist vor allem die Wortwahl, die bei der ersten Meldung stutzig macht, denn wer bestimmt, dass katholische Nordiren, die seit vielen Jahren gegen britische Repressionen und für ein lebenswertes Land kämpfen, „Terroristen“ sind? Bei der zweiten Meldung hingegen fällt das Fehlen jeglichen Umfeldes auf: Mit keinem Wort wird erwähnt, wofür und warum die Soldaten gemeutert hatten.

Beide Meldungen sind jedenfalls Exempel dafür, dass hier eine

Stimmung verbreitet wird, die einem generellen Fremdenhass und einer Zufriedenheit mit der österreichischen Situation zumindest den Boden bereitet, wenn Informationen dieser Art nur oft genug verbreitet werden. Solche und viele ähnliche Meldungen demonstrieren aber auch, wie schwierig die Zuordnung von Fremdenfeindlichkeit und selbst Rassismus geworden ist. Sicherlich sind Russland und der ehemalige „Ostblock“ sowie der „Balkanraum“, aber auch der arabisch-islamische Raum traditionelle „Feindbilder“, die von den Medien immer wieder bemüht werden; sicherlich gilt auch nach wie vor die Unterscheidung in die BewohnerInnen jener Länder und in diejenigen von ihnen, die, aus welchen Gründen immer, nach Österreich kommen. Doch eine Meldung wie jene der doch dem katholischen Lager nahe stehenden „Presse“ über Nordirland macht deutlich, wie sehr hier die Grenzen verschwimmen, wenn diese Zeitung im Konflikt zweier EU-Länder plötzlich eine probritische Haltung einnimmt, wenn es darum geht, die Normalität aufrechtzuerhalten und jeden Angriff darauf, und sei er noch so gerechtfertigt, als terroristischen Akt bezeichnet, der Angst auslöst und vor allem darauf hinweist, wie gut es „uns“ geht. Dieses Gefühl ständig zu erneuern, dass „wir“ das bessere Modell der Konfliktbewältigung haben und „unsere“ Werte die richtigen sind, verbunden mit dem Eindruck, dass diese Sicherheiten ständig von außen bedroht sind und werden, das ist eine der wesentlichsten Botschaften der etablierten Medien¹⁸. Wurde noch in den Fünfzigerjahren vielfach mit Neid oder Bewunderung in manche Länder, besonders in die USA, geblickt, wird Bedrohung in einem der reichsten Länder der Welt zum vorherrschenden Gefühl.

Dafür, dass der Eindruck durch stete Wiederholung verstärkt wird, sorgt vor allem die ständige Erneuerung auf jenen Seiten der Zeitung, auf denen der Leser oder

die Leserin auf Unterhaltung oder pure Information, aber sicherlich nicht auf unterschwellige Botschaften über das Fremde vorbe-reitet ist: Die Sport-, Gesellschafts- und Frauenseiten, die Koch- und die Tierecke, aber selbst die Werbung und die Urlaubsangebote sind voll von Darstellungen des Fremden und Anderen, die keineswegs neutral sind, sondern Stellung beziehen, freilich nicht mehr eindeutig, sondern durchaus vielfältig. Erst in der Zusammenschau der Botschaften ergibt sich ein klares Bild.

Auf der **Kulturseite** der „Krone“-Weihnachtsausgabe findet sich jedoch zunächst eine der wenigen „multikulturellen“ Meldungen: Die drei Tenöre, die schon in ihren klingenden Namen südländisches Operntemperament versprechen, dazu ein Arrangement im „American Way of Christmas“ und das alles verbunden mit einer Weihnachtsdekoration, die „tief verschneite Tannenbäume und Eiszapfen“ zeigt, ergibt zusammen mit den Wiener Symphonikern „Christmas in Vienna“: Österreich, Spanien, Amerika, Italien – erst auf den zweiten Blick erweist sich diese Mischung der Kulturen letztlich doch als Kultur der kapitalistischen Welt. Auch wenn einander im Sinne der Weltwirtschaft das Christkind und Santa Claus an Gebefreudigkeit überbieten, so ist die Musik letztlich Teil des „westlichen Kulturkreises“, der sich nicht durch arabische oder afrikanische Klänge stören lässt. „Kultur“ mag inzwischen ein inflationärer Begriff sein, doch was unter „Hochkultur“ und „wahrer“ Kultur zu verstehen ist, das wird noch immer vom klassischen europäischen Kulturbegriff bestimmt. Der „Standard“ liefert den passenden Rahmen. Die EU solle durch „Einrichtungen des europäischen Geistes“ nun „kulturell vertieft“ werden: Geplant ist zunächst der Bau von drei „Europa-Museen“.

Wo Afrika, Arabien oder die Südsee hingegen Konjunktur haben, das ist die **Reisebranche**. Der überaus preisgünstige Urlaub mit

billigen Einkaufsmöglichkeiten, aber westlichem Hotelstandard demonstriert deutlich die Überlegenheit der wenigen Menschen, die sich solche Urlaube leisten können, gegenüber dem Rest der armen, aber glücklichen Eingeborenen. Die Tourismusbranche schlägt aus dem Wirtschaftsgefälle Kapital, indem die Veranstalter, Hoteleigentümer und auch die Reiseanbieter fast durchwegs aus reichen Ländern stammen, und dieser Vorteil wird in der Tourismuswerbung im Hinweis auf die Güte der Hotels und Arrangements auch klar ausgedrückt. Die Überlegenheit des Westens wird so eindrücklich bestätigt. In den Weihnachtsgeschäften finden sich einige solche Urlaubsangebote, aber auch ein Städtebild: Der „Standard“ berichtet über die russische Stadt St. Petersburg, die nach dem gleichen Schema abgehandelt wird: schön, arm und billig. Ein Fahrschein für die Metro kostet etwa einen Schilling und bietet dafür eine „Reise in die sozialistische Geschichte von Leningrad“. Dabei können „bröckelnde Fassaden“ ebenso besichtigt werden wie „absurd-prächtige“ Denkmäler des sowjetischen Regimes. Eine solche Fahrt befriedigt nicht nur die Abenteuerlust, sondern bestätigt den Reisenden auch, dass es zu Hause doch viel besser ist.

Abgesehen davon wird im **Tourismus** die Frage der „Ausländer“ in den Weihnachtstagen auch ganz dezidiert angesprochen: So meldet die „Presse“, trotz der relativ hohen Arbeitslosigkeit in Österreich und trotz etwa 15.000 arbeitslos gemeldeten Personen in der Berufsgruppe Fremdenverkehr fänden viele Hotels kein geeignetes Personal. Also fordern gerade jene, die sich sonst Sorgen über die „Überfremdung“ Österreichs machen, plötzlich eine Aufhebung des Gastarbeiterkontingents. Mit einer solchen kurzfristigen Maßnahme werden freilich genau jene „Fremdarbeiter“ geschaffen, die ansonsten kritisiert werden, nämlich jene, die sich immer nur ein paar Monate

in Österreich aufhalten und logischerweise wenig Interesse daran zeigen, sich hier in irgendeiner Form zu integrieren. Es zeigt sich darin aber auch die Arroganz des westlichen Systems, das alle politischen und sozialen Konzepte über Bord wirft, wenn die eigenen Interessen auf dem Spiel stehen: Der „Fremde“ wird nicht selten zum kurzfristig benötigten „Menschenmaterial“. Noch deutlicher wird diese Überlegenheit daher auf den **Wirtschaftsseiten** demonstriert. Es wird nicht nur der Eindruck vermittelt, dass die Ökonomie der wichtigste Bereich des Lebens sei, sondern auch das Gefühl, dass „wir“ in diesem Metier führend seien. So meldet der „Standard“, dass die tschechische „Komerční banka“ schwer angeschlagen sei und noch unklar ist, ob sie ihre Verpflichtungen gegenüber der Wiener „Trigon Bank“ zurückzahlen kann. Aber auch slowakische Banken steckten in einer „Strukturkrise“. Allein dieses Wort sagt schon einiges über die Einschätzung der Unternehmen aus: Es handelt sich nicht um einzelne Schwierigkeiten, sondern um eine generelle Schwäche des Systems. Bei Skoda drohe ein Streik, fügt die „Presse“ hinzu. Börsennachrichten wählen aus, was wichtige Märkte sind. Die „Presse“ bietet unter dem Titel „Go East“ Einstiegshilfen für Karrieren in Osteuropa an. Für Tschechien, das aber offenbar mit Prag gleichgesetzt wird, wird dabei besonders auf das Vorhandensein von Fitnessklubs, guten Spitälern, Wohnungen mit gutem Standard und auf die Verfügbarkeit billiger Haushaltshilfen und Kindermädchen hingewiesen.

Die andere Seite dieser Beziehung äußert sich etwa auf den **Anzeigenseiten**, wo billige ausländische Hilfskräfte ihre Dienste im Haushalt oder bei Renovierungsarbeiten anbieten: Auch diese Annoncen stärken das „Wir-Gefühl“, zeigen sie doch deutlich das hierarchische Gefälle zwischen in- und ausländischen Arbeitskräften und damit die Wertigkeit der jeweiligen Arbeit auf.

Dass besonders Exotik immer auch mit dem Eindruck von „Billigkeit“ – im doppelten Wortsinn – verbunden ist, lässt sich insbesondere aus der Rubrik der Kontaktannoncen ersehen: Schon die Begriffe „französisch“ und „griechisch“ in diversen Anzeigen für „Telefonkontakte“ und „Klubmassagen“ weisen auf eindeutige Zuschreibungen sexueller Vorlieben in diesen Ländern hin; „Karibikgirls“ oder „Inseln Schönheiten“, auf der anderen Seite aber auch Polinnen, Russinnen und Tschechinnen oder Thailänderinnen verweisen Männer auf besondere „fremde“ Erlebnisse für wenig Geld. Die ökonomische Ebene wird aber auch durch Kreditangebote in Türkisch und serbokroatisch verdeutlicht, die wiederum demonstrieren, wie billig diese Menschen „zu haben“ sind.

Auf den Anzeigenseiten findet sich in den meisten Zeitungen auch eine Vielzahl von **Werbeeinschaltungen**, die gleichfalls die Differenz zwischen „uns“ und dem „Fremden“ betonen. Die Computerfirma Acer fordert in einer „Standard“-Werbung: „Besser Umweltstandards setzen“, was nichts anderes bedeutet, als dass „unsere“ Produkte nicht nur besser, sondern auch umweltfreundlicher sind. Grundsätzlich ist die fremdenfeindliche Wirkung der Werbung eine zweifache: Erstens preist sie Dinge an, die sich ein Großteil der Menschheit nie leisten können, und vermittelt zugleich das Gefühl, diese Dinge besitzen zu müssen um dazuzugehören. Gerade durch das Angebot exotischer Waren als besondere Leckerbissen wird zudem verdeutlicht, dass das Beste aus der Fremde ja auch bei uns erhältlich ist: Norwegischer Lachs und amerikanischen Toast, Pizza „wie beim Italiener“, französische Käsespezialitäten und Morcheln und dazu Bacardi-Rum, aber auch spanische Orangen bieten die Gewähr, dass die Vorzüge fremder Länder auch bei uns genossen werden können, wobei das Negative, etwa die prekären Hygiene- oder Erntebedingungen ebenso

wie die völlig inadäquate Bezahlung ausgeklammert bleiben. In der „Fremde“ mag man die Probleme haben, bei uns hat man den Genuss. Importiert wird Lebensgefühl in seiner unterschiedlichsten Form, vom billigen „Hochlandkaffee“ aus Guatemala bis zum amerikanischen Traum: „Merry X-Mas!“ heißt es etwa bei der „Libro“-Werbung – „everyone's a winner“. Zugleich wird natürlich an das „Wir-Gefühl“ appelliert. Von „Kauft österreichische Waren“ bis zu „Unser Team. Unsere Zeitung“ reicht die Palette, wenn die „Krone“ mit den österreichischen Skifahrer-Assen wirbt und dabei an gemeinsame Werte erinnert.

Der Bereich des **Sportes** ist überhaupt jener, wo die Einstellung zum Fremden am deutlichsten vorgewiesen wird: In seiner gegenwärtigen Ausformung als Hochleistungs- und Wettkampfsport ist dieses Terrain wie kein anderes geeignet, die Auseinandersetzung mit dem Fremden auszutragen und zugleich als nationale Angelegenheit zu inszenieren. Im Mittelpunkt steht zu Weihnachten die Vierschanzentournee der Skispringer, wo „unsere Adler“ den Kampf gegen die deutsche Mannschaft aufnehmen werden und zugleich die „Revanche der Österreicher“ für die im Vorjahr erlittene Niederlage prognostiziert wird. Wie sehr aber der Sport auch bestehende Hierarchien bestätigt, wird etwa an der Auswahl der JahrhundertsporlerInnen deutlich: Die beim „World Sports Award“ ausgezeichneten AthletInnen stammen (fast) durchwegs aus Ländern der ersten Welt.

Gerade im Sport kommen paradigmatisch Vorurteile gegen andere Nationen zum Vorschein, von den kampfbetonten, aber spielschwachen deutschen Fußballern bis zu den japanischen Kamikaze-Skispringern und von den zähen afrikanischen Langstreckenläufern bis zum amerikanischen „Dream Team“ im Basketball. Eine weitere Ebene, auf der im Sport das Fremde zum Vor-

schein kommt, ist jene der Legionäre, also der ÖsterreicherInnen, die sich im Ausland durchsetzen können, und auch der „AusländerInnen“ in Österreich, die die ganze Ambivalenz des Themas verdeutlichen, indem sie mindestens ebenso oft angefeindet wie bejubelt werden. Der ehemalige kroatische Fußballer Ivica Vastic zeigt vor, was man tun muss, um auch als „Ausländer“ akzeptiert zu werden: Alles für Österreich geben, sich möglichst assimilieren, zuletzt auch die Staatsbürgerschaft annehmen. So verwundert es nicht, dass Vastic am 25. 12. der erste Führende der „Krone“-Wahl zum Fußballer des Jahres ist. Wesentlich schlechter schneidet da trotz des dritten WM-Platzes die „Legionärstruppe“ des österreichischen Frauenhandballnationalteams ab und kurz und bündig „weniger Legionäre“ fordert der Eishockeyverband für die Zukunft.

Ähnliche Konstruktionen des Fremden lassen sich auch in anderen Rubriken nachweisen, etwa auf der **Prominenten- und Gesellschaftsseite**. In der Weihnachtsausgabe der „Krone“ stellt „Adabei“ die neuesten Folgen der „Klinik unter Palmen“ vor, die in Mexico gedreht wurden: Vorge stellt werden dabei die einfachen, aber glücklichen Menschen „in der karibischen Traumlandschaft“, die aber doch nur mit in diesem Fall deutscher Hilfe ihre (Krankheits-)Probleme meistern. Und selbst bei der an sich unverfänglichen „Frage des Tages“ in „Täglich Alles“ wird uns die Bedrohung durch die „Ausländer“ in Österreich bewusst, wenn zwei der fünf befragten Personen „fremdländisch“ klingende Namen besitzen. Und in der **Tierecke** bekommen wir nochmals nationale Zuschreibungen präsentiert, den treuen deutschen Schäferhund, die eigensinnige Perserkatze oder die prinzipielle Gefährlichkeit aller exotischen Tiere.

Das **Fernseh- und Kinoprogramm** schließlich ist oft eine Fundgrube für die Suche nach der Einstellung zum Fremden. Da

werden einerseits ausländische Filme gelobt und österreichische Produktionen getadelt, doch auf der anderen Seite finden sich zahllose Beispiele fremdenfeindlicher Filme, etwa das vom ORF im Weihnachtsprogramm ausgestrahlte „Casablanca“, bei dem man nur allzu gern vergisst, dass dieser Film mitten während des 2. Weltkriegs in den USA gedreht wurde, bei dem man aber auch gerne die ausgeprägten Hierarchien übersieht: Der in der Beilage der „Presse“ gefeierte Humphrey Bogart etwa repräsentiert den weißen Mann, dem in diesem Film alle Freiheiten offen stehen. Weniger Möglichkeiten hat da schon die weiße Frau, die aber dem schwarzen Pianisten noch immer Befehle erteilen kann: „Play it again, Sam“. Noch weit weniger Freiräume besitzen die marokkanischen Männer, denen in diesem Film nur mehr Hilfstätigkeiten zugestanden werden, im Gegensatz zu den arabischen Frauen, die überhaupt nicht mehr vorkommen. Amerikanische Serien, deutsche Krimis, Dokumentationen der BBC: Das Fernsehen spannt eine eigene Welt von nationalen und kollektiven Zuschreibungen auf – aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Was uns hier noch zu tun bleibt, ist ein Resumee aus dem kurzen Überblick über die österreichische Medienlandschaft zu ziehen: In einer Zeit, in der durch Globalisierung und Lokalisierung nationale Unterschiede langsam zu entschwinden drohen, haben die **Medien** scheinbar die **Aufgabe** übernommen, **das Bestehende** und **die Normalität zu bewahren**. In einer Zeit, in der individuelle wie kollektive Identitäten zunehmend in Frage gestellt werden, sind es gerade die Medien, die an der Bewahrung von Distanz arbeiten. Es wird deutlich, wie lange sich Begriffe, die vielleicht bereits überholt sind, in medialen Diskursen erhalten können und wie sehr die damit verbundenen Bedeutungen immer wieder reproduziert werden. Der Unterschied

zwischen „uns“ und den „Anderen“ wird immer aufs Neue betont und meist in einer klaren Hierarchie dargestellt: Wir sind die „Zivisierten“, die anderen sind die Rückständigen. So konstruieren Medien aus dem Anderen das Fremde, aus neutralen Differenzen wertende Ungleichheiten; aus Fakten werden Wertungen, aus neutralen Unterschieden werden hierarchische Gegensätze.

Wie kann nun mit diesem Umstand umgegangen werden? Es nützt wenig, hier von den Medien wie von den LeserInnen eine neue multikulturelle Sichtweise einzufordern, die solche Differenzen negiert, denn das hier konstruierte „Wir-Gefühl“ ist viel zu wichtig für unsere individuelle und kollektive Identität, als dass es ersatzlos gestrichen werden könnte. Es nutzt auch wenig, JournalistInnen zu einem kritischeren Umgang mit ihren Texten und die RezipientInnen zu einer genaueren und neutraleren Lektüre aufzufordern, denn unsere Gesellschaft ist viel zu sehr auf diese Art der Selbstwahrnehmung und des Selbstwertgefühls eingeschworen, als dass darauf so einfach verzichtet werden könnte. Die Veränderungen müssen also viel früher ansetzen, denn ändern müssen sich wohl die Grundlagen des Phänomens, dass unsere Identität so sehr auf Unterscheidungen und nationalen bzw. sozialen Differenzen beruht.

Anmerkungen:

- 1) Singer, Mona (1997): Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen: 51.
- 2) Woodward, Kathryn (Hg., 1997): Identity and Difference. London, Thousand Oaks & New Delhi: 29ff.
- 3) Rüsen, Jörn & Jürgen Straub (Hg., 1998): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M. (= Erinnerung, Geschichte, Identität 2).
- 4) Stern, Daniel (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.
- 5) Baumann, Zygmunt (1995): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt/M.: 83.
- 6) Keupp, Heiner (1998): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp & Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M.: 11–39.
- 7) Simmel, Georg (1968): Soziologie. Untersuchungen über die Form der Vergesellschaftung. [Originalausgabe 1908] Berlin: 509ff.
- 8) Merten, Klaus, Siegfried J. Schmidt & Siegfried Weischenberg (Hg., 1994): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen.
- 9) Brosius, Hans-Bernd & Frank Esser (1995): Eskalation durch Berichterstattung? Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt. Opladen.
- 10) Merten, Klaus et al. (1986): Das Bild der Ausländer in der deutschen Presse. Ergebnisse einer systematischen Inhaltsanalyse. Frankfurt/M.
- 11) Weiss, Hans-Jürgen et al. (1995): Gewalt von Rechts – (k)ein Medienthema? Zur Fernsehberichterstattung über Rechtsextremismus, Ausländer und Asyl in Deutschland. Opladen.
- 12) Ruhrmann, Georg (1998): Mediendarstellungen von Fremden. Images, Resonanzen und Probleme. In: Siegfried Quandt & Wolfgang Quast (Hg.): Deutschland im Dialog der Kulturen. Medien – Images – Verständigung. Konstanz: 35–50, hier 40.
- 13) van Dijk, Teun A. (1991): Racism and the Press. London & New York: 252.
- 14) Hall, Stuart (1995): The Whites of Their Eyes: Racist Ideologies and the Media. In: Gail Dines & Jean M. Humez (Hg.): Gender, Race and Class in Media. A Text-Reader. Thousand Oaks, London & New Delhi: 18–22, hier 19.
- 15) Stocker, Günther (1993): Ein Vorkrieg. Rassismus in der Neuen Kronen Zeitung. In: Medien Journal 17/3: 153–162.
- 16) Matouschek, Bernd, Ruth Wodak & Franz Januschek (1995): Notwendige Maßnahmen gegen Fremde? Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz. Wien.
- 17) Ebenda: 49
- 18) Sogenannte Alternativmedien vermitteln zwar oft andere Informationen, werden aber in der breiten Öffentlichkeit kaum rezipiert. Ihre große demokratiepolitische Bedeutung besteht daher darin, die Meinungsfreiheit in „unserer“ Gesellschaft vorzuweisen und Protestpotentiale zu kanalisieren. Vgl. Dorer, Johanna, Matthias Marschik & Robert Glattau (Hg., 1992): Medienverzeichnis 1992/93. Gegenöffentlichkeit und Medieninitiativen in Österreich. Wien.

Matthias Marschik ist Kulturwissenschaftler und Lehrbeauftragter der Universitäten Wien und Klagenfurt.